



TANJA DÜCKERS

**MEIN
ALTES
WEST-
BERLIN**

**BERLINER
ORTE**

BEBRA VERLAG

TANJA DÜCKERS

MEIN ALTES WEST-BERLIN

BERLINER ORTE

BEBRA VERLAG



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen und
die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos, in
weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

3., erweiterte und überarbeitete Auflage

© be.bra verlag GmbH, Medien und Verwaltungs GmbH, Berlin 2023

Asternplatz 3, 12203 Berlin

post@bebraverlag.de

Lektorat: Matthias Zimmermann, Berlin

Umschlag und Titelfoto: Manja Hellpap, Berlin

Fotos: Uwe Friedrich, Berlin

Satz: typegerecht, Berlin

Schrift: Stempel Garamond 10/14 pt

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-8148-0274-9

www.bebraverlag.de

Vorwort

Eines der Bücher, das mich besonders beeindruckt hat, ist Walter Benjamins *Berliner Kindheit um 1900*. Darin berichtet Benjamin über sein Aufwachsen im Berlin der Kaiserzeit anhand von ausgewählten Objekten des Alltagslebens und von Orten, die er als Kind oder junger Mann aufgesucht hat. Seine Auswahl hat keinerlei lexikalischen Anspruch, ist höchst subjektiv, die Texte zu den verschiedenen Sujets sind unterschiedlich lang. Das Privat-Intime und das Gesellschaftlich-Kollektive der damaligen Zeit mischen sich – es ist, als würde er mit der Lupe einen Fleck auf einer Tischdecke betrachten. Doch das Zimmer, in dem dieser Tisch steht, die Wohnung, die Umgebung ist – mal verschwommen, mal schärfer – immer im Hintergrund zu erkennen. Kritik am Militarismus des Kaiserreichs (*Sedantag*) wird in die Betrachtung eines Spielzeugs eingeflochten, Unbehagen an der Unüberwindbarkeit von sozialen Schranken, an der großen Kluft zwischen Wohlhabenden und Armen in Kapiteln wie *Bettler und Huren* geäußert. Die Veränderung des Alltags, der Wandel in Kommunikation und Beziehungen der Menschen untereinander werden in *Telefon* beschrieben, als die ersten, nicht nur als Fortschritt erlebten Telefonapparate in Berliner Haushalten Einzug hielten.

Vermutlich nahm sich Walter Benjamin auf der Flucht vor den Nazis in Port Bou (einem spanischen Grenzort nahe den Pyrenäen) das Leben. Am 26. September 1940 starb er. Seine Bücher, seine Gedanken aber leben weiter. So ist im Jahr 2002 im Steidl-Verlag ein wunderbares Buch erschienen, für das eine junge Fotografin – Aura Rosenberg – die Orte aus Walter Benjamins *Berliner Kindheit um 1900* aufgesucht, fotografiert und mit Auszügen aus seinen entsprechenden Kapiteln versehen hat.

Auch ich freue mich, wenngleich nicht in vergleichbarer Form, etwas zur Erinnerung an den großen deutschen Schriftsteller und Philosophen beizutragen, und hoffe, dass seine *Berliner Kindheit um 1900* noch oft gelesen wird, nicht nur von Berlin-Interessierten oder Benjamin-Begeisterten.

Benjamins Erinnerungen haben mich dazu angeregt, Momente aus meiner eigenen Kindheit und Jugend in (West-)Berlin in Form von kurzen Alltags-Betrachtungen festzuhalten. Hier besteht absolut kein Vollständigkeitsanspruch, das »alte« West-Berlin, berühmte oder berüchtigte Orte betreffend. Ich gehe von den lückenhaften, persönlichen Erinnerungen des Kindes aus, das ich war.

Der andere Grund, warum ich dieses Buch verfasst habe, ist folgender: Nach der Wende ist viel über Ost-Berlin geschrieben worden und doch vergleichsweise wenig über West-Berlin – wenn man von Sven Regeners tragikomischem, auf Kreuzberg beschränkten *Herrn Lehmann* und wenigen anderen Titeln absieht. Dabei hat sich diese Stadt, vielmehr diese Stadthälfte, auch sehr verändert. Die damalige Atmosphäre, die natürlich nicht von allen Berlinern auf gleiche Weise empfunden wurde und deren Wahrnehmung von dem Milieu, in dem ich aufwuchs, geprägt wurde, versuchen die vorliegenden Momentaufnahmen einzufangen.

Lange Zeit wirkte West-Berlin in der Ära des Kalten Kriegs auf mich seltsam entfernt, fast näher am Zweiten Weltkrieg als am 21. Jahrhundert. Und doch kehrt diese Zeit, die ich für längst vergangen hielt, mit dem Krieg in der Ukraine auf verstörende Weise wieder zurück, nicht nur in die Erinnerung.

Tanja Dückers

Berlin, im Juni 2016 und im Januar 2023

Auf der Mauer, auf der Lauer

Wir sahen die Mauer täglich. Zum Greifen nahe war sie für uns. Vom Fenster aus. Sie war nicht wegzudenken aus unseren Leben. Die Mauer trennte unser Haus vom Nachbargrundstück und wir durften auf keinen Fall auf oder über die Mauer klettern. Auf der Mauer hatte jemand spitze Glasstücke befestigt, damit keine Gören über sie hinüberkletterten – in den genauso wenig aufregenden Nachbarhof. Manchmal lasen sich die Eltern aus der Zeitung vor, dass es wieder einen *Mauertoten* gegeben habe. Jemand war an der Mauer erschossen worden. Erschossen werden wollten mein Bruder und ich natürlich nicht, wobei wir uns nicht wirklich etwas darunter vorstellen konnten. »Erschießen« war Kurz-Umfallen und dann Weiterspielen. Sicher nicht schlimmer, als von der dünnen, ketterrauchenden Hauswartfrau von gegenüber mit dem Teppichklopfer einen übergezogen zu bekommen. Die Klagen der Eltern über das Ärgernis der Mauer schienen mir eine Weile lang vollkommen kongruent mit meiner eigenen Lebenswelt zu sein.

Vor der Mauer, die bei uns nur »die Mauer« hieß, spielten wir beinahe täglich in unserem Hinterhof. Vor der Mauer standen sieben gefährliche Hexenhäuser – Mülltonnen –, und wir fürchteten uns, in ihre Nähe zu geraten. Je näher man der Mauer kam, desto mehr war man in Gefahr.

Tatsächlich »lebten« die Mülltonnen. Oft genug öffneten sie sich und klapperten, vor allem abends: Dann krochen Ratten aus ihnen, machten die Nacht zum Tag. Ratten gab es ja genug in Berlin, dreimal mehr als Berliner, wie die Hauswartfrau von »drüben« mal gesagt hatte.

Auf der Mauer krabbelten flinke, braune Spinnen und seltsame rot-schwarze-Käfer, die eine Freundin später als Anarchokä-



Auf der Mauer, auf der Lauer ...

fer bezeichnen sollte. Noch ging ich in den Kindergarten – vielmehr einen *alternativen Kinderladen* – meine Eltern waren ja fortschrittlich und in der Kunstszene tätig. Dort sang ich:

Auf der Mauer, auf der Lauer
sitzt 'ne kleine Wanze.
Auf der Mauer, auf der Lauer
sitzt 'ne kleine Wanze.
Seht euch nur die Wanze an,
wie die Wanze tanzen kann!
Auf der Mauer, auf der Lauer
sitzt 'ne kleine Wanze.

Auf der Mauer, auf der Lauer
sitzt 'ne kleine Wanz.
Auf der Mauer, auf der Lauer
sitzt 'ne kleine Wanz.
Seht euch nur die Wanz an,
wie die Wanz tanz kann!
Auf der Mauer, auf der Lauer
sitzt 'ne kleine Wanz.

In den weiteren Strophen wird aus der Wanz eine Wan, eine Wa
und eine W. Die letzte Strophe lautet:

Auf der Mauer, auf der Lauer
Sitzt 'ne kleine –.
Auf der Mauer, auf der Lauer
Sitzt 'ne kleine –.
Seht euch nur die – an,
wie die – – kann!
Auf der Mauer, auf der Lauer
sitzt 'ne kleine –.

Dieses Verschwinden, dieses Aus-der-Welt-Fallen hatte mir immer sehr gut gefallen. Ich wollte oft und gern verschwinden, eine kleine T. werden, die sich im Land der Blubs befindet. Die Blubs sind runde Wesen mit Antennen, die ich mir ausgedacht und aufgemalt hatte und mit denen meine Familienmitglieder jahrein, jahraus zu Geburtstagen und zu anderen Anlässen in Form von kleinen Comics beglückt wurden. Die Blubs hatten eine Eigenschaft, die ich damals sehr gern besessen hätte: Sie konnten die Wände hochlaufen, kopfüber an der Decke entlangspazieren und dann auf der anderen Wand wieder heruntergehen. Jedes

Hindernis konnten sie mühelos überwinden. Unsere Hofmauer mit den sieben Hexenhäusern hätte kein Problem für sie dargestellt. Die Blubs hatten nämlich Saugnäpfe unter den Sohlen. Sie konnten auch sehr hoch springen, wegen eines eingebauten Sprungmechanismus in den dicken, gepolsterten Füßen. Die Blubs konnten munter über Mauern, Hochhäuser und Siegessäulen hüpfen. Ich wollte gern ein Blub sein, damals, zu Zeiten des Kalten Kriegs. Ein lub, ein ub, ein kleines b.

Ü (Türken in Berlin)

Mein Lieblingsbuchstabe war aber nicht das B wie »Blub«, sondern das Ü. Nun könnte man sagen, das war nicht sehr originell, denn das Ü kam in »Dücker« vor und auch in dem Nachnamen meiner besten Freundin. Mir gefiel neben dem Aspekt des etwas Ungewöhnlichen (ich war auch stolz darauf, Linkshänderin zu sein) das Aussehen des Üs, das an einen lachenden Mund erinnert. Smileys kannte ich damals nicht, erst recht keine *Emoticons*. Ich sammelte vieles, unter anderem Kakteen und verrostete Schrauben. Lag es da nicht nahe, Ü-Wörter zu sammeln? Für das Sammeln von Ü-lastigen Wörtern war es sehr praktisch, in einer Stadt mit einem hohen Anteil an Türken zu wohnen. Man machte sich damals nicht die Mühe, Wendungen wie *deutsch-türkischer Abstammung* oder *Türkischstämmige* zu bemühen, man sagte ganz einfach und furchtbar *Ausländer*. Was nicht heißt, dass die so bezeichneten Menschen schlechter als heute behandelt wurden. Heute bekommt der *Deutsche mit Migrationshintergrund* ja trotz korrekter Bezeichnung oft genug zum Beispiel keinen Mietvertrag, weil er eben ein Deutscher mit Migrations-

hintergrund ist. Ich habe erst kürzlich erlebt, wie man Türken in einer Gartenlaubenkolonie in Berlin einfach kein Grundstück geben wollte – die Begründung war: »Das passt nicht hierher.« Wir entschieden dann, auch nicht dorthin zu passen und lehnten den Kauf einer uns angebotenen Laube ab.

Meine Eltern benutzten aus heutiger Sicht unkorrekte Ausdrücke, aber sie luden die Ausländerkinder nach der Schule zu uns nach Hause ein, und ich machte meine Hausaufgaben gemeinsam mit der Griechin Maria, dem Türken Necmi oder der Jugoslawin Pepita. Vorher aßen wir gemeinsam Mittag, nachher spielten wir zusammen mit Monchichis und Schlümpfen.

Die türkischen Klassenkameraden und Kinder aus der Nachbarschaft freuten sich über mein Interesse an ihrer Sprache. Es gab einige Türken in unserer Nachbarschaft. Heute, im zunehmend segregierten Berlin, würde man fragen: »Bist du in Kreuzberg, Neukölln oder Wedding aufgewachsen?« Die Antwort in meinem Fall: in Wilmersdorf. Aber in dem Haus, in dem meine Eltern lebten und leben, wohnten die unterschiedlichsten Leute: Akademiker, Künstler, biedere Rentner, Familien aus der Mittelklasse bis hin zu etwas zwielichtigen Proleten, möglicherweise, wie geunkt wurde, aus dem Rotlichtmilieu. Türkische, griechische und jugoslawische Familien wohnten in der unmittelbaren Nachbarschaft. In meiner Grundschulklasse hatten sechs Kinder (von 25), ein Viertel, einen sogenannten Migrationshintergrund, wie man heute sagt. Sie lernten alle rasch Deutsch.

Bald merkten die türkischen Kinder in der Nachbarschaft jedoch, dass mein Interesse an ihrer Muttersprache etwas spezialisiert war: Ich wollte nur Ü-Wörter sammeln. Von Türkisch lernen konnte nicht die Rede sein, ich konnte nichts außer Lieblings-Ü-Wörtern, mit denen sich schlecht eine Konversa-

tion führen ließ. Ö-Wörter, die man mir gelegentlich unterjubeln wollte, ließen mich kalt. Nein, es mussten Wörter sein wie *üsüttüm* (ich bin stark erkältet) oder *kükürtsüz* (ungeschwefelt). Je mehr Üs, desto schöner. Und so freute ich mich über Begriffe wie *ateş düşürücü ilaç* (fiebersenkendes Mittel). Aber auch kürzere Wörter wie *yüzük* (Ring), *gümüş* (Silber) oder das sehr schöne, heiß geliebte *zümürüt* (Smaragd) blieben stets Lieblinge. Ich sammle übrigens immer noch. Es war wie so vieles, was ich als Kind begonnen und als Erwachsene nie aufgehört habe zu tun, ziemlich zweckfrei.

Marmortreppe, Hinterhöfe, Rattenloch

Unsere Spiele fanden meist, vor allem als mein Bruder, meine beste Freundin Maria und ich kleiner waren, in unserem Haus oder in der unmittelbaren Nachbarschaft statt. Marmortreppe, Hinterhof und Rattenloch markierten dabei völlig unterschiedliche Epochen Berlins, die wir territorial gleichwertig bespielten.

Auf der unversehrt durch den Krieg gekommenen, im Kaiserreich gebauten imposanten, hohen und steilen Marmortreppe im Vorderhaus spielten wir Vater, Mutter, Kind (später: Polizeistaat versus RAF). Es wurde stets von der Marmortreppe, nie einfach von Treppe gesprochen. Das ist bis heute so. Eigentlich sucht man ja stets nach Abkürzungen, nach Entschnörkelung der Sprache, wir stellten in diesem Fall aber gern zwei Silben davor. Auf dieser Treppe habe ich bis 18 zählen gelernt (so viele Stufen besitzt sie) und den Unterschied zwischen geraden und ungeraden Zahlen begriffen. Mit meinem Bruder und den anderen Kindern aus dem Haus verbrachte ich viele lange Nachmitta-

ge auf dem grauen, tristen, für uns aber hochinteressanten Hinterhof mit den Hexenmülltonnen, mit den von den Künstlern aus den Erdgeschosswohnungen aufgestellten, aus Kindersicht etwas seltsamen Skulpturen und der alles abriegelnden Mauer, die nur einen kleinen Blick hin zu dem abweisenden Neubau der anderen Welt hinter oder vor uns erlaubte. Auf dem Hof wurden noch Teppiche geklopft. Sehr altmodisch aussehende Schilder, vielleicht noch aus der Vorkriegszeit, mahnten: »Teppich klopfen nicht vor 5 Uhr«. Anders als heute hockten die Mütter nicht neben uns, wenn wir draußen spielten – wir waren oft stundenlang allein. Irgendwann am frühen Abend reckten die Mütter ihre Köpfe aus den Fenstern und riefen »Aaaambrot!« »Abendbrot« sagte niemand.

Wir gingen selbstständig, ohne den Eltern Bescheid zu geben, auf das weitläufige Gelände vor und neben der *Freien Volksbühne* und auf den großen an der Meierottostraße liegenden Spielplatz. Oder wir liefen gleich zum Rattenloch, zwischen Fasanen- und Ludwigkirchstraße gelegen. Das Rattenloch war eine Brache, die durch einen Bombentreffer entstanden war. Wie an so vielen Orten in der Stadt blickte man auf eine Brandmauer. Auf dieser konnte man im Laufe der Jahrzehnte viele Graffiti lesen, die den jeweiligen Zeitgeist wiedergaben – von *Lummerland ist abgebrannt* bis hin zu *Kiss me Tender*.

Heute jammern viele, insbesondere Zugezogene, über das Verschwinden der zahlreichen Brachen. Zum Teil ist ihr Verlust bedauerlich, zum Teil auch nicht – in jedem Fall haftete vielen Brachen damals noch ein anderer Charakter an, sie waren nicht nur pittoresk-urig-crazy fürs Berlin-Fotoalbum, sondern verbreiteten eine unmittelbare Nachkriegsatmosphäre. Es waren keine coolen Clubs oder Strandbars auf ihnen angesiedelt, keine kleinen, netten Parks oder Spielwiesen, sie waren oft einfach –

wie unser Rattenloch eben – ein Zuhause für Berlins größte Bevölkerungsgruppe. Irgendjemand sagte damals mal, was mir als Kind Eindruck gemacht hat, dass in Berlin drei Millionen Menschen und neun Millionen Ratten leben würden. Hatten Maria und ich dort nicht einmal Ratten so groß wie Dackel gesehen? Sie spielten zwischen verdorrten Sträuchern, zertrümmerten Möbeln, kaputten Kinderwägen, zerbrochenen Schallplatten, nassen und schimmeligen Büchern, verfaultem Essen, leeren Plastikflaschen und alten Dosen. Im Rattenloch musste man aufpassen, dass einem keine Konservendosendeckel in die Turnschuhe schnitten.

Im Rattenloch war deutlich zu merken, wer nach dem Zweiten Weltkrieg Herr über dieses bombenzerstörte Gebiet geworden war und wer es nach einem Dritten Weltkrieg erst recht bleiben würde. Mit seinem 1986 erschienenen Werk *Die Rättin* hatte Günter Grass den Nerv des Zeitgeistes getroffen.

Tatsächlich haben wir in meiner Grundschulzeit lange im Unterricht das Thema »Ratten« gehabt – es scheint in West-Berlin nicht ohne Grund auf dem Rahmenplan gelandet zu sein. Bald wusste ich, dass sie einen hervorragenden Geruchssinn haben und sehr intelligent sind. Sie leben in komplexen sozialen Zusammenhängen, in Clans von bis zu über 100 Tieren, die in Untergruppen eingeteilt sind. Diese Clans können sowohl von Männchen als auch von Weibchen angeführt werden. Früher als der *homo sapiens sapiens* haben sie begriffen, dass eine doppelte Führungsspitze den meisten Gruppierungen gut tut. Meist sind es zwei Ratten, die einen großen Clan anführen.

Einmal stand mir eine Ratte aufrecht auf den Hinterbeinen auf einer Waschmittel-Tonne gegenüber und sah mich an. Ihr taxierend-kritischer Blick ging mir durchs Herz. In ihren Augen sah ich Stolz und furchtlosen Gleichmut, das sture, durch nichts

zu erschütternde Selbstbewusstsein jahrhundertalter Herrschaft über Stadt, Land und Untergrund.

Die Lehrer sprachen mit Respekt von den Ratten. Wie klug sie seien, wie anpassungsfähig. Man fühlte sich ihnen beinahe ein wenig unterlegen. Ihnen und den ebenfalls allgegenwärtigen, grenzüberfliegenden Tauben. Lange Zeit tastete niemand das Rattenloch an, es hieß immer, es sei zu feucht, um es wieder zu bebauen. Aber vor dem Krieg war es doch bebaut gewesen. Ich hatte das Gefühl, niemand wollte es mit den Rattenclans dort aufnehmen.

Heute ist die Baulücke verschwunden. An der versifften Ecke von einst befindet sich nun ein feines Restaurant, das *Gios' Fagiano*. Nebenan wartet *Divinos* mit teuren Weinen auf sowie *Nicos süßes Atelier* mit edler Schokolade. Damals war das Rattenloch eine Art gedankliche Leerstelle. Niemand hielt sich länger dort auf. Während Brachen heute Orte der gedrängten Anwesenheit sind, waren sie früher Orte der Abwesenheit. Wenn man durch Berlin spazierte, ob auf dem Schulweg oder einfach so (mir scheint im Rückblick, dass Berlin damals viel langsamer und verträdelter war), dann waren die vielen Brachen so etwas wie Gedankenstriche – Pausen, Lücken, Unterbrechungen im hektischen Vorwärts-Vorwärts der Stadtmenschen. Das Prinzip des Fehlens und des Zerstorrens – die Brachen waren ja gewaltsam geschaffen worden – fraß sich in die eigene Gedankenwelt ein, als Sprung und Absenz, als etwas Disharmonisch-Eruptives, auch Kreatives. Meine Neigung als Kind, immer irgendwo einen kleinen Fehler – absichtlich – zu machen (zum Beispiel beim Aufräumen alle Murmeln in das Murmelglas zu stecken, aber eine zu den Schachfiguren zu legen), passt für mich zu diesem Prinzip.

Bunte Vögel

West-Berlin war damals keineswegs nur rattengrau oder hinterhofdunkel. Ganz im Gegenteil, hier lebten besonders viele bunte Vögel. Das fing schon bei uns im Haus mit den vielen Künstlern an, deren zum Teil seltsame Skulpturen unseren Hof »schmückten«. Ein besonders bunter Vogel war in der Ludwigkirchstraße heimisch: Monella. Die Modeschöpferin ist bis heute aktiv. Wie es sich für bunte Vögel gehört, übte sie nicht nur einen Beruf aus. Monella, deren lesenswerte Foto-Biographie (»Vorhang auf«) im letzten Jahr erschienen ist, war stets Model, Sängerin, Performerin, zwischendurch Café- und Ladenbesitzerin und Modeschöpferin in Personalunion. Heute tritt sie mit Benny Hiller als Duo Schwarzblond auf, mit weit über 70 Jahren. »Ich kenn mich halt aus ... mit Männern und mit Stoffen«, ist ein schöne Liedzeile von ihr. Als Marlene Dietrich sieht sie toll aus, aber auch ganz schrill mit goldenen Plateuschuhen oder im, tja, Astronauten-Einhorn-Look.

Während man Punks heute gern unter Artenschutz stellt und sie längst beruflich in die Welt der Sparkassen und SPIEGEL-Kolumnisten vorgedrungen sind, stellten sie damals für konservative Berliner tatsächlich noch eine Art »Bürgerschreck« dar. West-Berlin war auf eine besondere Weise bunt-kaputt.

Puff

Ich ging nicht gern in die Fasanenstraße. Dass in dieser düsteren Straße mal Heinrich Mann gelebt hatte, unweit des Fasanenplatzes, war schwer vorstellbar. Eine Gedenktafel wurde auch erst viel später in der Fasanenstraße 61 angebracht. Und in dem schönen spätklassizistischen Backsteinbau, in dem heute das edle *Literaturhaus Berlin* und der gut sortierte Buchladen *Kohlhaas & Company* logieren, befand sich früher ein Bordell. Ansonsten gab es hier so gut wie keine Geschäfte.

Ein bärbeißiger Händler nutzte, über einen ganzen Straßenabschnitt verteilt, mehrere Erdgeschosswohnungen und bei halbwegs gutem Wetter auch den Bürgersteig davor – als Möbellager. Wo kein Möbellager war, da türmten sich Kohlen, und man wurde als Kind ständig weggescheucht oder lief Gefahr, von muskelbepackten Kohlenträgern, die nur nach vorn, aber nicht nach unten schauten, überrannt zu werden. Auf die andere Straßenseite zu wechseln, hatte keinen Sinn, weil sich einem dort das gleiche Bild bot.

Bürgersteig und Straße waren beschädigt. Ihr mieser Zustand sei eine Folge der Verkehrswegeplanung der sechziger und siebziger Jahre, hatte mein Vater mir mal erklärt. Damals hatte man eine auf Stelzen stehende Hochstraße geplant, die sich etwa in Höhe des Fasanenplatzes auf das übliche Straßenniveau absenken und dann in einen Tunnel führen sollte, was den Abriss zahlreicher Häuser zur Folge gehabt hätte. Die Trasse sollte als Zubringer zur Stadtautobahn fungieren. Dass hier in wenigen Jahren noble Galerien, das *Käthe-Kollwitz-Museum* und *Cartier-* und *Louis-Vuitton-Dependancen* eröffnen würden und die Straße zu einer der teuersten der Stadt zählen würde, hatte man sich damals nicht vorstellen können. In der Luft hing Kohlege-



Kein Abriss unter dieser Nummer

ruch, und an einer Mauer prangte in schwarzen Lettern: *Kein Abriss unter dieser Nummer*.

Nur eine Bürgerinitiative konnte den Abriss der alten Gebäude verhindern. Natürlich hatte, welch Überraschung, auch Geld für die Umsetzung der großen Pläne gefehlt. Aber es verging einige Zeit, bis sich die Straße wandelte. Der denkmalgeschützte Puff wurde vom Land Berlin erworben und umfassend saniert. Seit 1986 wird er nun als Literaturhaus genutzt. Wenn ich jetzt dort bin, kann ich kaum glauben, dass dies die Straße ist, auf der ich als Kind vor den grimmigen Kohleträgern ausgewichen bin.

Polenpäckchen

Als in Polen das Kriegsrecht verhängt worden war, packten meine Klassenkameraden und ich unter Anleitung in der Schule *Polenpäckchen*. In der *Tagesschau* sahen wir, wie Hausfrauen mit Kochlöffeln auf leere Töpfe schlugen. Ihre Gesichter sahen müde und grau aus. Sie trugen andere Kleidung als wir, Schürzen, gelegentlich Kopftücher. In welchem fernen Land passierte das? Wo lag Polen?

Ich bezweifle, dass wir damals wirklich begriffen haben, dass die Oder nur eine gute Autostunde von Berlin entfernt liegt. Mit Polen verband man Düsteres: Vernichtungslager, Auschwitz. Über diese Dinge sprachen die Erwachsenen meist in sehr abstrakter, zahlenlastiger Weise. Polen schien sehr weit weg zu sein, vielleicht in einer anderen Zeit zu liegen. Dass Oświęcim ein realer Ort in der Woiwodschaft Kleinpolen in der Nähe von Krakau ist, hätten wir nicht geglaubt. Später, nach der Wende, sollte ich ein knappes halbes Jahr lang mit einem Stipendium in Krakau leben und in dieser Zeit Oświęcim besuchen.

Auch zu Hause packten wir Päckchen für die Polen. Alles Mögliche wanderte in diese Päckchen: von Perlonstrumpfhosen über Würstchen-Gläser, Dosensuppen oder abgepacktem Käse bis hin zu Taschentüchern, Haarklammern, Kinderkleidung und Schlümpfen – von Letzteren trennten mein Bruder und ich uns mit etwas Mühe. Meist hatten wir jedoch ein paar »Doppelte«.

Ironisch war, dass wir in der gleichen Zeit, in der wir aus Berlin-West Päckchen nach Polen schickten, selber noch Pakete aus Westdeutschland erhielten, als würden wir hinterm Ural leben. Vermutlich ist es vorgekommen, dass der Inhalt des Care-Pakets aus dem Westen gleich weiter in ein Päckchen nach Polen gewandert ist.

Gespenster

Walter Benjamin beschrieb in »Berliner Kindheit um 1900« einen Einbruch in die »Babelsberger Sommerwohnung« und hiermit verbunden seine Furcht und die Aufregung der Erwachsenen am Morgen nach der Diebesnacht. Wenn ich Benjamins »Ein Gespenst« lese, muss ich an zwei Erlebnisse in meinem gutbürgerlichen Berliner Elternhaus denken. Eines Tages wurde bei uns ein neuartiges, monströs anmutendes Schloss angebracht. Zuvor hatte es mehrere Einbrüche im Haus gegeben. Das Schloss sah mit seinen ellenlangen Eisenstangen so aus, als ob man daran jemanden aufhängen könnte. »Das ist ein Stangenschloss! Das beste Schloss, das es gibt!«, sagten die Eltern. Das Stangenschloss wurde mit viel Tamtam unten in die Holzdielen gerammt und oben an unserer schwindelerregend hohen Altbautür verankert. Kommen wir hier denn auch wieder raus?, habe ich mich damals gefragt. Die, die sich schützen wollten, waren ja gleichzeitig die Eingeschlossenen – das kannten wir aus dem größeren Zusammenhang Berlins. Auch wenn die große Katastrophe, die uns damals vorschwebte, ein Dritter Weltkrieg war, so wollte man sich doch auch gegen den Feind in der eigenen Stadt wappnen. Ständig war von »organisierter Kriminalität« die Rede. Es wurde so viel von Einbrechern gesprochen, dass ich irgendwann anfang, mich wirklich zu fürchten – obwohl wir doch jetzt ein Stangenschloss hatten.

An einem Samstagmorgen vernahm ich, noch im Halbschlaf, ein Geräusch an der Tür. Es war das seltsame schleifende Geräusch der Metallstangen von dem neuen Schloss. Wer machte sich denn daran zu schaffen? Das Schloss war doch unüberwindbar! Da war jemand an der Garderobe der Eltern! Die Mutter war auf dem Markt und konnte mich nicht beschützen, der Vater

beim Friseur. Und war da nicht das Geklapper unserer »Kette«? Mit »Die Kette« war stets die gußeiserne Kette gemeint, mit der man die Wohnungstür vermeintlich besonders sicher abriegelte. Walter Benjamin spricht ebenfalls mit der gleichen Selbstverständlichkeit von »der Kette«. Ich traute mich kaum, den Kopf zu bewegen und presste meine Stofftiere an mich. Einmal blinzelte ich: Der Eindringling trug, glaubte ich im Halbschlaf, einen schwarzen Anzug wie ein Schornsteinfeger und einen hohen Zylinder wie ein Zirkusdirektor. Himmel, sah der gefährlich aus! Der Mann betrat zum Glück nicht mein Zimmer, aber die Sekunden, die er auf meiner Türschwelle verharrte, schwitzte ich vor Angst. Dann drehte er ab, ich hörte seine Schritte auf dem Parkettboden im Berliner Zimmer, das übliche Knarren und Quietschen, vor dem mein Bruder und ich uns oft fürchteten. Das Holz »lebt« und »arbeitet« – wie die Eltern sagten. Nachts klang das Parkett, als würden Gespenster auf ihm herumtanzen und ihre Leiber im Mondlicht zu einer für unsere Ohren nicht hörbaren Melodie schwingen.

Der Dieb machte sich aber lange in den großen Zimmern der Eltern zu schaffen ... Ich hörte gar nichts mehr von ihm ... Was tat er da wohl ...? Irgendwann schlief ich, helle Aufregung hin oder her, wieder ein. Als ich aufwachte, fühlte ich mich nicht so verängstigt wie vorher. Irgendetwas war anders: Ich ging mutig hinüber – durch den großen Flur, durchs Berliner Zimmer mit seinen Kunstwerken, durch den kleinen Flur – bis in die ferne Küche. Da saß meine Mutter und las Zeitung.

»Hab ich dich geweckt, als ich vom Markt zurückkam? Wir müssen uns wohl alle erst an das Stangenschloss gewöhnen, oder?«

Ein zweiter eindrucksvoller Vorfall, in ähnlicher Zeit, vielleicht Ende der Siebziger Jahre: Die Mutter nimmt im Flur merk-

würdige Geräusche wahr, öffnet »die Kette« und tritt auf den Flur, entschlossen, wie sie sein kann. Da stand ein merkwürdiger Mann mit Schiebermütze, einer Cordhose, etwas verhuscht, vielleicht schlampig aussehend. Besonders erinnere ich mich an die dunkelbraune Plastiktüte in seiner Hand und das Werkzeug in seiner anderen. In die ließ er nämlich gerade unser sehr schönes altes Messing-Türschild mit Klingelknopf und Griff gleiten. Diese alten Klingeln gab es noch in unserem Haus in Wilmersdorf, aus der Gründerzeit. Meine Mutter brüllte etwas in der Art wie »Sie Dieb, das haben Sie doch gerade abgeschraubt!«

Der Mann das war eindrucksvoll ergriff die Flucht. Meine Mutter rannte ihm hinterher! Und ich rannte meiner Mutter hinterher. Es ging alle Treppen, inklusive der steilen Marmortreppe, im Windeseile hinunter, dann die Schaperstraße lang, über den Fasanenplatz, in die Uhlandstraße hinein, Und immer rief meine mutige Mutter. »Haltet den Dieb!!«. Aber niemand »hielt« den Dieb, der mit seiner Beute in der unscheinbaren Plastiktüte davoneilte für Passanten war sicher nicht recht ersichtlich, was passiert war. Auf der stets von vielen Einkäufern bevölkerten Uhlandstraße verloren wir ihn und unsere schöne alte Klingel aus den Augen.

Schecksies

Mein Bruder und ich stürzten uns als kleine Kinder gern auf die elterlichen Papierkörbe, besonders auf den vom Vater im Arbeitszimmer, und sammelten sogenannte Schecksies. Das waren alle vorgedruckten Zettel, zum Beispiel Überweisungsscheine oder Durchschriften, die irgendwie erwachsen aussahen: ver-

sehen mit geheimnisvollen langen Zahlenkolonnen und freien Feldern zum Ausfüllen – oft mit gepunkteten Linien. Besonders gern begleiteten wir die Eltern oder die Großmutter in Münster zu Gängen zur Bank oder zur Post, den großen Schecksie-Reichen. Dort durften wir uns aus den Ständern leere Schecksies nehmen und horteten sie übergücklich. Zu Hause wurde dann *Herr Schecksie und Herr Soundso* gespielt. Mein Bruder war Herr Schecksie und ich Herr Soundso, was jedoch wie Zo-un-Zo mit offenen O ausgesprochen wurde. Wir machten wichtige Notizen auf den Schecksies, das heißt irgendwelche wichtig-tu-erischen Kringel und Häkchen – wir konnten beide noch nicht schreiben. Oft wurden die heiligen Papiere, die keinesfalls geknickt werden durften, getauscht: Dein schöner Schecksie gegen meinen. Farbige Schecksies waren mehr wert als weiße, die mit Durchschlag besonders schön. Je unverständlicher und seltsamer ein Schecksie – mit vielen vorgedruckten Nullen zum Beispiel oder mit rot unterstrichenen Wörtern – desto toller.

Unsere Sammlungen schwollen im Laufe der Jahre ins Beträchtliche. Wir sammelten bis weit in die Grundschulzeit hinein Schecksies. Und nicht nur die. Ich hortete zum Beispiel Dosen, Radiergummis, Bleistiftstummel und Aufkleber. Erst als Studentin trennte ich mich schweren Herzens vor einem Umzug von einer wunderbaren Sammlung verrosteter Schrauben. Eine durchsichtige leere Babyölflasche sowie eine Instant-Tee-Dose aus dunklem Glas schloss ich damals so ins Herz, dass sie zu den Schlaftieren gehörten und in mein Bett durften.

Mein Bruder besaß einen alten Sekretär (wir hatten keine speziellen Kindermöbel), in dem eine riesige und hohe Schublade nur mit Schecksies gefüllt war. Die Eltern respektierten die mit so viel Hingabe über Jahre zusammengetragenen Sammlungen. Sie waren wohl erfreut, dass ein Spielzeug, das nichts kostete

und für das so einfach Nachschub besorgt werden konnte, uns über Jahre so viel Freude machte. Sie und ihre Freunde redeten oft davon, dass man »nicht immer Geld ausgeben« solle oder dass irgendetwas »reine Geldmache« sei. Geld hatte eine viel negativere Konnotation als heute.

Die Schecksie-Sammlungen sind für mich aber vor allem der Beweis dafür, dass Kinder an der Welt der Erwachsenen teilnehmen möchten und nicht von allem eine simplifizierte Kinder-Ausgabe brauchen. Die schönsten Dinge gibt es oft gar nicht als Spielzeug. Mein Bruder und ich müssen irgendwann mal ein Gespräch über Schecks mitbekommen und beobachtet haben, wie die Eltern solche seltsamen Formulare oder Scheine ausfüllten. Gelddinge wurden gern von den Kindern ferngehalten, was sie umso interessanter machte. Unvergessen, wie die Eltern einmal, als ich schon Englisch in der Schule hatte, am Abendbrottisch über Geld sprachen und unsere Mutter mehrfach »twenty« sagte, weil sie glaubte, wir würden das nicht verstehen. Mein Bruder und ich lachten uns kaputt.

Die Schecksie-Welt teilte ich wie so vieles nur mit meinem Bruder. Andere Kinder wurden nicht eingeweiht, auch die Erwachsenen verstanden unser Spiel im engeren Sinne nicht. Sie verstanden viele Dinge nicht, aber das machte nichts, so lange sie nichts dagegen hatten, dass man ihren Papierkorb durchwühlte und auf der Bank oder Post nach Schecksies quengelte. Und sie hatten nichts dagegen, schließlich spielten wir irgendwie ein Spiel über Geld, das nichts kostete.

Einschusslöcher

Sie waren einfach da, und das Wort »Einschusslöcher« hatte nichts von der Dramatik, die es heute hat. Einschusslöcher waren, wie Baggerlöcher, Sandburgen oder Hüpfspiel-Markierungen, etwas Alltägliches. Berlin sah in den siebziger und achtziger Jahren zum Teil aus, so als sei der Krieg erst vor ein, zwei Dekaden zu Ende gegangen. Einschusslöcher befanden sich natürlich auch an unserem Haus, bevor es in den frühen achtziger Jahren renoviert wurde. Die langweilige graue Fassade erhielt wieder Stuckelemente und erstrahlte hernach in hellem Beige. Das war ein bisschen schade, denn die Einschusslöcher hatten eine gute Kulisse für unsere Spiele abgegeben: Wir spielten nicht etwa Zweiter Weltkrieg, das tat wohl die Generation der Kriegskinder vor uns. Wir, die Kriegsenkel, spielten RAF und Polizei. Ich war meist Christian Klar, der mir mit seinem schmalen Rollkragenpullover – solche trug ich auch – und seinem dunklen, adretten Seitenscheitel gut gefiel. Mein Bruder war Adelheid Schulz und meine beste Freundin Maria, die eine Etage unter uns wohnte, war Willy Peter Stoll, der einen schicken Schnauzbart trug und stark aussah. Wir sprangen auf der Straße und vor der *Freien Volksbühne* herum, die Marmortreppe wurde von Schüssen durchsiebt, wir entkamen knapp auf unseren Fahrrädern, auf denen wir freihändig fuhren, da wir in beiden Händen einen Revolver tragen mussten. Hochgefährliches trug sich bei uns auf dem friedlichen ku'dammnahen Sträßchen zu.

Das Verschwinden der Einschusslöcher unter der schicken elfenbeinfarbenen Hausfassade fiel zeitlich zusammen mit dem Untergang der zweiten Generation der RAF.

Später begegnete meine Familie noch einmal Einschusslöchern: Mein Bruder wohnte in einem Haus im Wedding, in dem

es welche gab. Natürlich dachte jeder Besucher, die Einschusslöcher würden aus dem Zweiten Weltkrieg stammen. Tatsächlich gingen sie auf das Konto von rivalisierenden Jugobanden, so sagte man damals, die sich gegenseitig bekämpften. Bei einer Schießerei starb einer von ihnen in der Kneipe im Erdgeschoss.

Auch ich habe schon in einem Haus gewohnt, in dem sich – kurz vor meinem Einzug – ein Mord ereignet hatte. Das war in Neukölln. Fünf Jahre lang wohnte ich dort als Studentin. Bluthände an der Tür und Besoffene, die komatös im Treppenhaus lagen und für die ich bald routiniert den Notruf tätigte, gab es gratis dazu. Besonders in Erinnerung blieb mir das Pappschild im Treppenhaus, das unsere rüstige Hauswartfrau – Frau Kloster – mit ungelinker Schrift beschrieben hatte: »BLUT UND PISSE JEDER HINNER SICH SELBS WEGWISCHE!! KLOSTER.« Die Jahre in Neukölln sind ein eigenes Buch wert.

Unsere Eltern blieben ziemlich cool, angesichts der Tatsache, dass ihre beiden Kinder in Häusern lebten, in denen sich jeweils ein Mord ereignet hatte. Eigentlich war dies kein großes Thema. Uns war ja nichts passiert. Man wohnte eben nicht in Niedereggeneu oder in Oberneumais. Vielleicht war das Bewusstsein, dass in sehr vielen Berliner Häusern erst vor ein paar Dekaden Entsetzliches passiert war, der Grund für diese Einstellung. Später, im Prenzlauer Berg, zog ich in ein Haus, in dem man in einem aufgegebenen Keller Gebeine fand. Die Polizei wurde nicht gerufen. »Die stört nur«, hieß es. Die Knochen wurden einfach wieder verbuddelt. In der Gegend hatte es im Kampf um Berlin einen Brückenkopf gegeben, irgendjemand meinte, das seien sicher die Überreste von Wehrmachtssoldaten. Oder von Russen. Wer wusste das schon. Sie liegen wohl bis heute im Keller. Eine Sanierung hat bisher nicht stattgefunden.

Die Zahl der Häuser mit Einschusslöchern nimmt indes kontinuierlich ab. Das Seltsame ist: Wenn man jetzt Häuser mit Einschusslöchern sieht, sieht man plötzlich wieder Einschusslöcher – und erschrickt.

Schokolade

Auf dem Ku'damm gab und gibt es die Konditorei mit abgeschlossenem Café *Leysieffer*. *Leysieffer* war für mich als junges Mädchen ein Traum. Meine Mutter hielt nicht viel von »Luxus« und war schon immer eher der sportlich-gesunde Typ, wogegen gar nichts einzuwenden ist, außer man ist 14 oder 15 Jahre alt und möchte gern »etwas einwenden«. Ich hatte keine Lust mehr auf Diskussionen über geschälte und ungeschälte Äpfel, Butter oder Margarine, wie meine Mutter und meine ebenfalls sehr gesundheitsbewusste Großmutter sie lange miteinander und gern vor Publikum führen konnten. Ich wollte keine Vitamintabletten, die bei uns jeden Tag zum Frühstück gehörten, sondern: Pralinen. Bei den achtziger Jahren denke ich neben den großen Schrecken namens Waldsterben, Tschernobyl und atomares Aufrüsten auch an Dinge wie Pralinen und den »kleinen Luxus«. Man ging nun nicht jeden Tag auf eine Demo oder las auf Altpapier zusammengetackerte Pamphlete, manchmal lockte auch *Leysieffer*.

Wenn, dann ging ich nur mit Freundinnen dorthin, nicht mit Jungen, die ich kannte. Denen fehlte, so schien es mir, völlig das Verständnis für und die Hingabe an die Materie. Anstatt sich auf die köstlichen Pralinen zu konzentrieren, wurstelten sie einem im Haar oder doch gleich an der Bluse herum – ein geradezu

klassischer Interessenkonflikt zwischen den Geschlechtern. Eine Zeitlang hatte ich einen Freund oder vielmehr Verehrer, der unbegründet sehr eifersüchtig war. Einmal hatte ich ihm abgesagt, weil ich ihn als zu einengend empfand und den Sonntagnachmittag nicht schon wieder mit ihm verbringen wollte. Er verfolgte mich an dem Tag. Auf einmal entdeckte ich sein aufgeregtes Gesicht vor der Scheibe von *Leysieffer*. Er staunte ebenfalls nicht schlecht: Ich traf mich mit niemandem, sondern lag gemütlich lesend – ich weiß noch heute, dass es *Die Buddenbrooks* waren (dazu passte die Umgebung) – auf einem Sofa und aß ein kleines Tütchen *Die Himmlischen* allein auf. Für solch einen Nachmittag hatte ich mein Taschengeld gespart. Und da wollte man nicht angehimmelt werden, sondern lieber allein auf Wolke Sieben schweben.

Von der Herrlichkeit des Süßen wusste auch ein weltberühmter Berliner – Walter Benjamin – zu berichten: In seinem im Exil geschriebenen Erinnerungsbuch »Berliner Kindheit um 1900« wird ein Apfel morgens vor der Schule von der Magd im Kachelofenfach erwärmt und anschließend von dem noch müden Schüler verspeist. Der herrlich süße Geschmack, der »schaumige Duft«, begleitet das Kind den ganzen Schulweg entlang. In »Die Speisekammer« wiederum beschreibt Benjamin lustvoll den nächtlichen Diebstahl von Köstlichkeiten aus der elterlichen Speisekammer. Für mich ist die im entbehrungsreichen und schließlich tödlichen Exil niedergeschriebene sehnsuchtsgesättigte Erinnerung an die jugendlichen Naschereien in der Speisekammer in Grunewald eine der schönsten Reflektionen über die Lust und Freude am Süßen – über etwas, was ich kulinarischen Eskapismus nennen möchte.

Damals war, neben *Leysieffer*, natürlich *Hamann*-Schokoladen in der Konstanzer Straße, ein weiterer Ort für eine Auszeit.

Das alte Geschäft mit dem Original-Art-Déco-Interieur von 1927 gefiel mir seit jeher. Es ist bis heute weitgehend unverändert geblieben. Auch die Verpackung der Schokoladentafeln, die an eine Tischdecke erinnert und in Zeiten »witziger« und ausgefallener Werbung wohltuend unraffiniert ist, hat sich nicht geändert

Berlin hat eine lange Schokoladentradition. Edel-Schokoladenfirmen wie *Schokoladen Walter*, *Sawade*, *Rausch* und eben auch *Hamann* sind hundert Jahre und älter. Aber auch Süßwarenhersteller wie *Bahlsen*, *Storck* und *Stollwerck* haben eine lange Geschichte in Berlin. *Sarotti* wurde schon 1852 gegründet und war eine Zeitlang in der Mohrenstraße angesiedelt. Später übernahm *Stollwerck* die angeschlagene Firma mit dem Sarotti-Mohr, der übrigens heute »Magier der Sinne« heißt und goldene statt dunkle Haut hat. Und statt ein Tablett zu tragen, wirft er Sterne in die Luft. Daneben gab es früher noch zahlreiche andere Schokoladenhersteller, zum Teil mit zirkushaften Namen wie *Nizelli*, *Frisöni*, *Kwieschinsky* oder *Cylix*. Doch viele haben die beiden Weltkriege sowie Armut und Inflation nicht überstanden. In Zeiten großer Not kaufen die Menschen weniger Schokolade. Manche alte Schokoladenfabrik hat nun eine neue Funktion: Heute sind zwei bekannte Kulturzentren in ehemaligen Schokoladenfabriken angesiedelt. Die Initiatoren waren Hausbesetzer in den Achtzigern und Neunzigern. Als das Frauenzentrum in der Kreuzberger Mariannenstraße in der ehemaligen Fabrik *Greiser & Dobriz* eingerichtet wurde, mussten erstmal dicke Schichten alter Schokolade vom Boden gekratzt werden. Die Hausbesetzerinnen hatten harte Arbeit zu leisten! Das Kulturzentrum *Schokoladen* in der Ackerstraße – heute einer der wenigen noch ein wenig anarchistisch wirkenden Orte in Mitte – trägt seinen schönen Namen natürlich nicht ohne Grund.

Bei *Hamann* führte ich im Laufe der Zeit das eine oder andere Gespräch, blieb aber immer inkognito. Hier lernte ich für einen Schokoholic wichtige Dinge, wie beispielsweise, dass die optimale Aufbewahrungstemperatur für Schokolade bei 18 Grad liegt. Als ich erwähnte, dass ich Schokoladentafeln im Sommer in den Kühlschrank steckte, schreckte Herr Hamann (der Enkel von Gründer Erich Hamann) sichtbar zusammen. Das bekomme den Aromen nicht! Er hob seinen Zeigefinger und schwenkte ihn vor mir hin und her, nein, nein, der Sommer sei einfach nicht die Zeit für Schokolade, da müsse man, er sah mich streng an, Verzicht üben. Das Taschengeld reichte nicht oft für solche Ausflüge, aber allein der Blick durchs Schaufenster stimmte fröhlich.

Hunde

Als Kind hatte ich mir sehnlichst einen Hund gewünscht. Damit unterschied ich mich wohl nicht groß von vielen anderen Kindern, schon gar nicht in West-Berlin, der heimlichen Hundehauptstadt Deutschlands. Doch ausgerechnet hier, zwischen Doppeldeckern, U-Bahnschächten, Spritzenbesteck und Besuffkis gab und gibt es verdammt viele Hunde.

Ich meinte es als Zehn-, Elfjährige sehr ernst mit meinem Hundewunsch. Um mich der Materie etwas anzunähern und auch, um meinen Eltern die Ernsthaftigkeit meines Wunsches klarzumachen, legte ich ein »Hundenamen-Lexikon« an. Ich habe es noch heute. Es handelt sich hierbei um ein DIN A5-Heft, in das ich – fein säuberlich alphabetisch geordnet – die Namen der Hunde eintrug, die ich von den Hundehaltern, die mir so begegneten, erfragte.